Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 30

Artikel: Der wunderliche Berg Höchst [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645448

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 30 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 27. Juli 1935

Zur Bundesfeier. Von Emil Hügli.

Und wieder kam die Sommernacht,
die uns die Freiheit geboren,
wo gegen erdrückende Uebermacht
der ewige Bund ward beschworen;
da ward bekräftigt mit heiligem Eid,
begründet für alle und jede Zeit,
besiegelt ward und beschlossen
der Bund der Eidgenossen.

Es sind dieselben Sterne noch,
die heute am Himmel zünden,
wie einst, als gegen fremdes Joch
die Ahnen sich taten verbünden;
Und wie der gleichen Sterne Brand
hell funkelt über dem Heimatland,
so soll uns die Freiheit geleiten,
die alte, durch alle Zeiten.

Nun horch! Was mahnt der Glocken Ruf
in ehernem Festgeläute?
Dass jener Geist, der den Bund erschuf,
uns alle erfülle noch heute!
Nun sieh'! Der Höhenfeuer Wacht!
Was mahnen sie, prasselnd in lohender Pracht?
So heiss, wie die Flammen stieben,
die Schweizerheimat zu lieben.

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by L. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig. 8

Hannes Fryner ist nun auch aufgestanden; er blickt dem Wehrtanner offen und grad in die Augen. „Es ist mir viel daran gelegen, mit Euch in guter Nachbarschaft zu leben, aber mehr als mir möglich ist, kann ich nicht tun — nicht einmal um dieses Holz da, um das ich leider in den Irrtum hineingekommen bin."

Da braust der andere heftig auf: „Es soll einer aber nicht mit einem rechten Mädchen anbandeln und sie dann vor dem ganzen Berg ins Geschwätz bringen! So wie ein Bub hagauf, hagab machen, das zieht bei mir nicht. Und ich will es dir gleich heraussagen: die Ros ist mein Schwesterkind, du hast es mit mir zu tun."

Hannes vermag seine Ruhe zu bewahren. „Das habe ich schon gewußt. Und es ist mir leid, daß es so hat kommen müssen. Aber wenn zwei nicht zusammenpassen, dann ist es besser, sie kommen zu früh auseinander, als zu spät."

„Warum hast du mir das nicht gleich gesagt? Warum hast du mich noch erst eine halbe Stunde den Hansaff vor dir machen lassen?"

„Ich habe ja nicht zum Wort kommen können."

Der Wehrtanner dreht sich mit einem Ruck nach der Talseite und geht ein paar Schritte abwärts; dann wendet er sich noch einmal um.

„Kannst du dich nicht mehr anders besinnen?" Das Wort, herrisch herausgeschleudert, ist mehr Befehl als Frage. „Du bist ein junger Schnaufer und weißt nicht, wo das hinführen kann."

Hannes Fryner ist nun plötzlich auch warm geworden. „Ich laß mich nicht anschnarchen. Was ich als recht befunden habe, bei dem bleib ich."

Urech steht eine Weile starr wie vor den Kopf geschlagen, dann legt er los: „Also, dann muß ich es dir da unter meinem Holz sagen: Ich will dir Feind sein und dir Uebles antun, solang mir Gott den Atem schenkt!" Nachdem er einige Schritte abwärtsgegangen, steht er still und ruft über die Achsel weg zurück: „Und wenn ich machen kann, daß du von Haus und Heimen weg mußt, so tu ich es. Denk daran in der Nacht, denk daran, wenn dich die Sonne anscheint!"

Die Beichte.

Das Dorf Guldiswil ist jetzt tagelang mit sich selber und mit dem tiefen Sommerhimmel allein. Seine Bewohner sind, was immer gehen und schaffen kann, auf Hang und Höhen mit Dörren des Futters beschäftigt, der Berg ist in süßen Heuduft als in eine Wolke hineingehüllt. Die Menschlein schaffen wie im Fieber und erfahren dabei doch mancherlei Gnaden. Arbeit birgt immer Verheißung, Mühsal ist nur Mühsal, wenn man sich von ihr kleinmachen läßt.

Die verlassenen Häuser führen Gespräche miteinander. Sie wissen sich so unendlich viel von winzigen und sehr großen Erdendingen zu berichten, daß ihre kleinen Lichtscheiben auf Augenblicke eitel Staunen und Glotzen sind. Niemand hört zu, als die alte Beth Wanner, die lebensmüd im Bette liegt und kaum noch die Hälfte verstehen kann. Sie blickt vom Lager aus mit ihren blöden Augen durch ein offenes Flügelchen nach dem Schulplatz hinüber. Vom Häuschen selber kann sie nur die Eingangstüre und ein halbes Fenster sehen. An diesem Fenster hat sie als großes Schulkind im letzten Schulwinter gesessen. Manchmal, wenn sich des großen Schnees wegen nur fünf oder sechs Schüler zum Unterricht eingefunden hatten, hieß der Lehrer Manz die kleine Schar um den warmen Kachelofen zusammenrücken und erzählte ihnen Märchen. Das allerschönste aber konnte er nicht erzählen, das wußte kein Mensch auf Erden als sie allein, die Beth von der Kalchweid. Es war das Märchen aller Märchen, es war das vor der Welt und vor ihr selber ängstlich gehütete Geheimnis ihrer zarten Hinneigung zu dem jungen Schulmeister, die mit ihrem Herauswachsen aus der Kinderzeit mehr und mehr ihr ganzes Sein und Denken füllte. Kein Hoffen und kein Wünschen war dabei, ihr Herz war wie eine Blume, die sich jeden Tag der Sonne erschließt und sich immer wieder aufs neue vom Wunder anrühren läßt. Als eine große Selbstverständlichkeit sah die Beth es herankommen, daß das Leben über ihr fast wie eine Sünde verheimlichtes Glück als über den Traum eines einfältigen Kindes hinwegschritt. Sie durfte ein Jahr später, damals bereits vom Schulzwange frei, an der Hochzeit des Lehrers mit der schönen Wirtstochter von Untersteinig im Kreise der größeren Schüler zwei Lieder singen helfen. Dabei versank sie wohl oft auf Augenblicke in leise Traurigkeit darüber, daß nun durch den Wegzug des Lehrers in eine große Talgemeinde bald alles wie etwas Niegewesenes von ihr Abschied nehmen würde. Aber das Märchen ist ihr nie ganz verlorengegangen. Es ist durch ein langes, mühseliges Leben hindurch, oft vom Alltag verschüttet, immer wieder einmal vor ihrer Seele aufgestiegen, und noch jetzt, in den Tagen des langsamen Abwelkens kann sie sich ihrer hohen Zeit wehmütig freuen.

Heute erwartet die Beth den Besuch einer nahen Verwandten, der ältesten Tochter vom Kirschgarten. Sie weiß, daß es mit der Ros nicht am besten steht. Sie weiß, daß sich das unverläßliche Ding nach dem Abfall Fryners wieder heimlich mit dem Kehrli vom Halbhanget eingelassen hat, die Ros hat ihr das selber eingestanden.

Da ist sie ja schon. Aber sie kommt nicht in drei Sprüngen die Stiege herauf, wie an jenem Abend im Frühjahr, da sie ihr glückstrahlend den Bericht brachte, daß sie nun Heiletsbodenbäuerin werde. Sie klopft sogar diesmal schüchtern an. Der alten Frau geht dabei ein Ahnen durch den Sinn: so wird vielleicht bald der Tod bei dir anklopfen, und du mußt auch „Herein" sagen oder denken.

Die Ros sitzt eine geraume Weile am Bette der gebrechlichen Matrone, ohne ein Wort zu finden. Tränen rinnen ihr spärlich über die Wangen. „Sag' es mir jetzt", hat die Beth schon zweimal leise gemahnt.

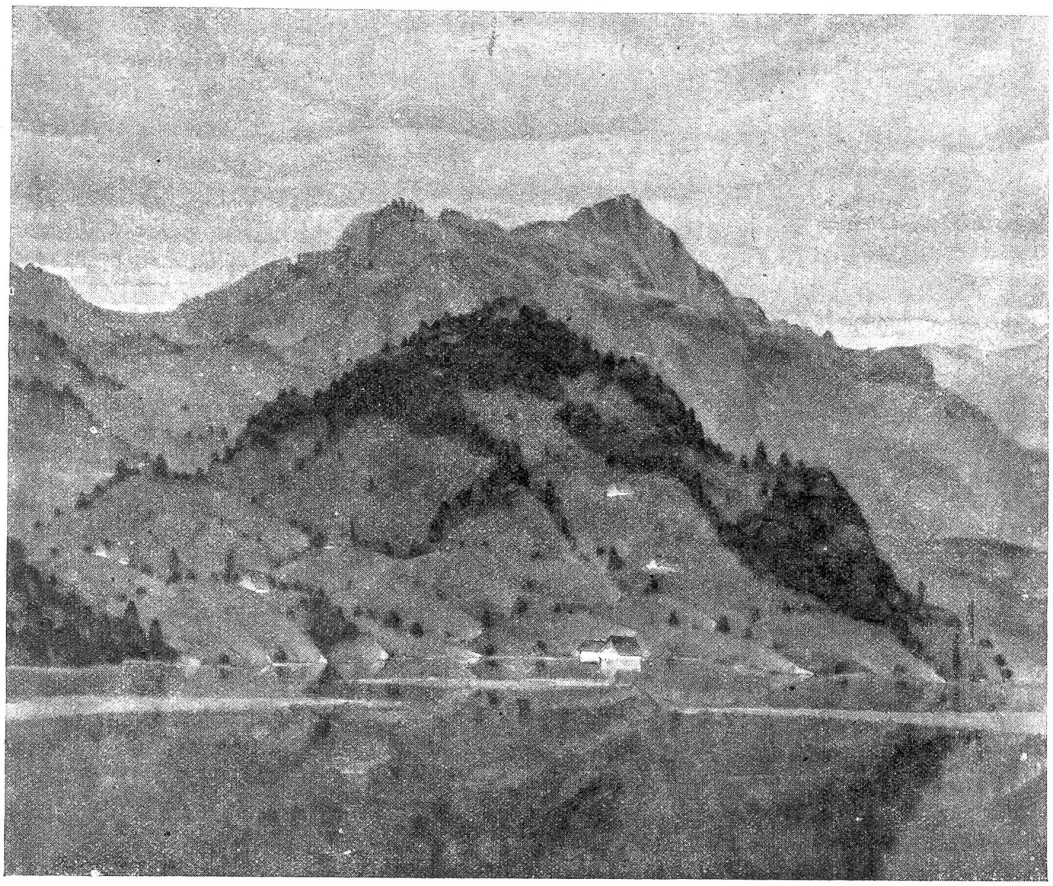
„Ich wollte es Euch gern sagen, wenn ich mich nicht so schämen würde." Rose hat sich jetzt ein wenig gefaßt. „Ja ja, ich weiß wohl, es muß sein; denn wenn Ihr nicht alles wißt, so könnt Ihr mir nicht raten." Und nun rafft sie sich plötzlich zusammen und legt mit müder Offenheit, ohne ein einziges Mal anzustehen, ihr Bekenntnis ab.

„Ich bin noch schlechter als Ihr meint. Fast zutode mußte ich erschrecken, als dem Hannes Fryner endlich der Gedanke kam. Und ich hatte doch von Kind an auf ihn abgestellt, oh — mit einer ganz närrischen Verschlossenheit. Wie oft bin ich an Sonntagen an den Heiletsbrunnen Wasser trinken gegangen, er hat sich nie um mich gekümmert. Nur einmal, im Frühling war's, die Wiesen sind schon ein wenig grün gewesen, hat er, als ich aus dem Brunnenhäuschen herauskam, Schneeballen nach mir geworfen von dem Haufen, der noch unterm Schopfdache lag. Schier für ein Fest habe ich es genommen, bis mich dann ein besonders harter Ball ans rechte Ohr traf. Ja das ist freilich nichts süßes gewesen. Zwei Wochen lang hab' ich in dem Ohr fast nichts mehr gehört. Aber ich konnte es ihm doch nicht übelnehmen.

Etwa vor einem halben Jahre erfuhr ich als wahr, er habe sich jetzt auf Nicht-mehr-zurück mit dem Weidgang-Kätterli eingelassen. Auf das hin ist mir dann der Kehrli im Halbhanget einesmals recht gewesen. Ich weiß nicht, wie das gekommen ist. Vorher habe ich ihn für das gehalten, was er wohl sein wird. Es war als hätte er in mich hineingesehen und gewußt, daß für ihn jetzt die rechte Zeit sei. Oh, der traurigen Sache — es war schon damals nicht mehr recht mit mir, als es dem Onkel Urech in den Sinn kam, mich und den Fryner durch den Taufeanlaß zusammenzubringen. Aber in meiner großen Freude und Not redete ich mir vor: Du kannst machen, daß er nie etwas darum weiß ... Ich redete mir vor: Du kannst die Sünde mit Liebsein hundertfach an ihm gutmachen. Ja, dieses habe ich mir von Herzen vorgenommen. Ueber die Schlechtigkeit half ich mir mit einer Ausrede hinweg: So etwas wird wohl auch schon vorgekommen sein. Nachher habe ich ja freilich müssen froh sein, daß der andere sich wieder blicken ließ, wenn er schon dem Vater wie Gift zuwider ist. Jetzt gibt es halt nur noch zwei Dinge für mich: entweder etwas anstellen, oder den Kehrli nehmen. Und ich hab' mir gedacht: Wenn dich noch ein einziger Mensch auf Erden erretten kann, so ist es die Base Beth. Du kannst sagen, ich solle ins Wasser, und ich mache es noch heute. Ich bin schon dreimal in der Nacht am Fabrikweiher ob Untersteinig gestanden, aber dann ist mir wieder etwas anderes in den Sinn gekommen; halt wie es so schön sein könnte auf der Welt ..."

Die Ros hat sich während des Redens tapfer zu halten vermocht, nun fällt sie wieder in leises Weinen. Die alte Frau tastet suchend nach ihrer Hand. „Ich kann dir nur sagen, was du schon weißt. Du mußt es auf dich nehmen, einen andern Weg gibt es nicht. Glaub mir, das Unheil wäre größer geworden, wenn du den Fryner hättest betrügen können. Ich will zu Gott beten, daß er mich den Tag noch erleben läßt, wo du mir dankst."

Die Ros sitzt eine gute Weil stumm und ergeben da, trockenen Auges, und doch wie erschlagen. Da fährt draußen ein Wägelchen mit Heubürden vor dem Hause an. Sie schießt verstört auf und nimmt Abschied. „Ich will es so machen, wie Ihr mir gesagt habt."



Rud. Dürrwang: Schwyzer Landschaft.

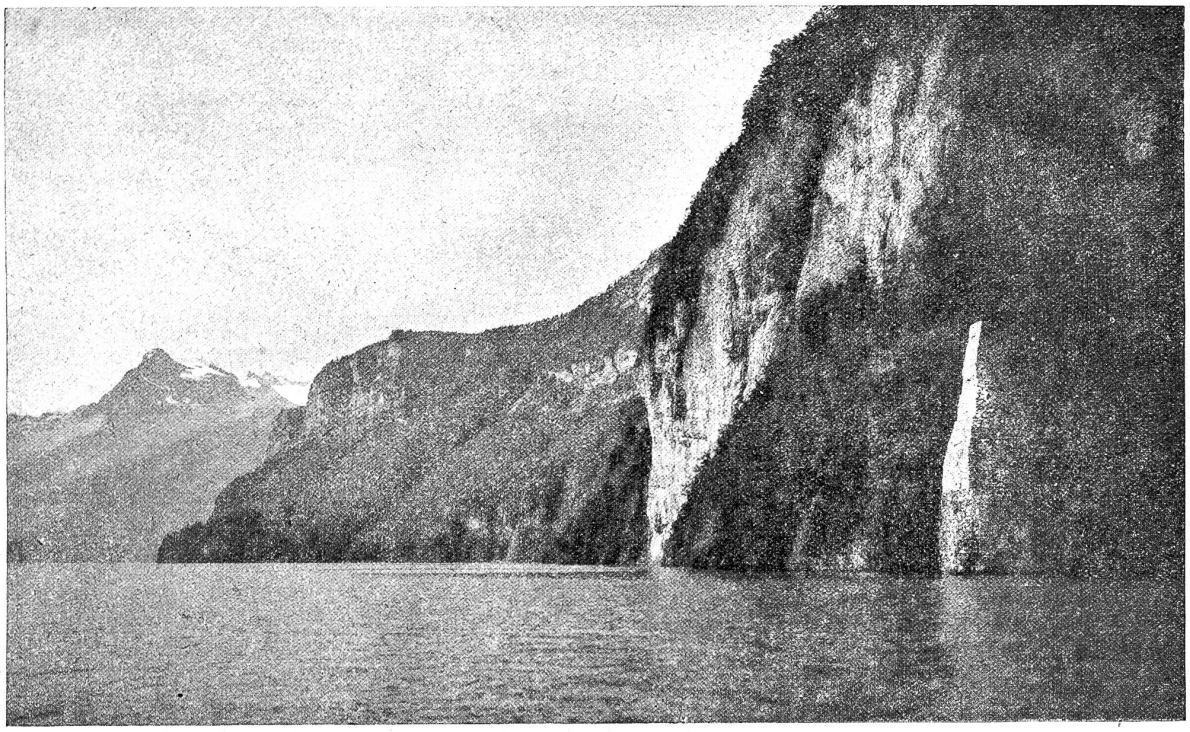
Von Frieden und Unfrieden.

Man muß zum Berge in seiner großen Sommerzeit kommen, da ist er reich, da ist er ein König. Da feiert er mit seinen Getreuen Festtage, die allen unvergeßlich sind. Die Rinder auf den hohen Weiden haben sich gleichsam als zu ihrer Urheimat zu ihm heimgefunden, er läßt es ihnen gut gehen. Ihr schelbes Glockengebimmel ist ihm Wonnesang und Sinnenwürze in den lauen Mondnächten, die wie Träume sind, und doch dem Leben treu verpflichtet und verschworen. Gern unterhält er sich auch mit den nun endlich zu Glück und Glauben gekommenen Haberäckerlein hinter Guldiswil und auf dem Heiletsboden. „Ja, seid nur getrost, mit Stillsein und Warten kommt man bei mir weiter, als mit Flennen und Sauertöpfigsein. Und wenn auch der Schnee im Frühherbst einmal zur Ausnahme vor dem Schnitter kommen und ihm die Arbeit abnehmen sollte — es ist wohl doch noch irgendwo in einer kleinen Scheuer Samen fürs kommende Jahr vorhanden. Das wird dann vielleicht das goldene Jahr sein, das ich meinen Getreuen seit langem schuldig bin. Da werden die Kirschbäume auf der Pfandegg und bei den Bärtobelheimen schon im Heumonat voll reifer Früchte stehen, und die Frauen werden von den üppigen Bohnenstauden im Gartenbeet und an der Hauswand knusperige Bohnen pflücken.

Der Berg kann nie zu viel versprechen, denn jeder Sommer ist auf ihm wahrhaftig Erfüllungszeit. Wenn man nur an den hohen Himmel denkt, der nun, wie unendlich hoch und weit auch seine blaue Glocke sich auftun mag, doch in der engsten Schlucht daheim ist und in ihr Zelt und Wohnung hat. Wenn man nur an die jungen Mädchen denkt, die jetzt aus den schmalen Kammerfenstern in die Abende hinauslauschen oder mit Gespielinnen in buntem Staat, liebe Gedanken heimlich im Herzen hegend, auf einen der Sonntagshügel hinaufsteigen, wo in niedriger Schenkstube Handharmonika und Klarinett zum Tanze locken. Die große Sommerzeit schenkt dem Einödvolke mehr als nur das Brot der Mühe, sie stärkt in ihm den Glauben an den Berg und an das eigene, kleine Leben. Sie läßt die Liebe zu Mut kommen und weist ihr den Weg zum befriedeten Port. — —

*

Das Heimen zur Quell auf Heiletsboden hat der Sommer wahrhaftig auch nicht gering bedacht, es weiß sich kaum zu fassen vor Sonne und Gottbehagen. Es blinzelt halb im Traum in das Flimmern hinaus und lauscht auf das Lied der Stille. Das singt der dünne Strahl des Heilbrunnens, es klingt wie ein ohne Anfang und Aufhören von zwei Lippen fließender Ton in den Tag hinein, vergessen und doch tiefgegenwärtig. Die Blumen im kleinen Vorgärtchen hören den eintönigen Sang besonders gern, ihnen ist er Verheißung; doch auch der mächtige Ahornbaum, der das Schindeldach überragt, möchte ihn in seinen alten Tagen nicht missen. Kein Prunkgarten im Tal erlebt seine Sommerzeit heißer und freudiger, als das Gärtlein vor dem Hause zur Quell. Es weiß, daß es sich beeilen muß. Kein Baum der Tiefe hat den klaren Blick und die große Ruhe des



Rütliwiese und Schillerstein.

Ahornbaumes auf Heiletsboden. Er hat viel gesehen auf seiner Warte. Gräßliches hat er erlebt. Doch immer ist es wieder einmal Sommer geworden, und er hat geruhsam über die blauen Hügel hinausblicken dürfen, die sich fernhin überschneiden, gleichsam als Falten im alten Erdgesicht.

Es sind Jahre vergangen. Eva, die junge Frau des Heiletsbodenbauers, gräbt auf dem Püntäckerlein die ersten neuen Kartoffeln aus. Noch stehen die Stauden zwar üppig begrünt, nur wenige fangen leise zu gilben an. Aber der Karst bringt doch schon Knollen wie Fäuste zutag; denn kein Spätfrost hat dies Jahr das Wachstum beeinträchtigt. Eva freut sich von Herzen darauf, ihren Mann noch diesen Abend mit Neukartoffeln zu überraschen, die ihm immer ein Leckergericht sind. (Fortsetzung folgt.)

Das Rütli — 75 Jahre Nationalheiligtum.

Walter Fürst:

So offen dürfen wir das Werk nicht treiben.
— Hört meine Meinung. Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mythenstein grad' über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward.
Dort ist's, wo unsere Landmark und Eure (zu Melchtal)
Zusammengrenzen, und in kurzer Fahrt (zu Stauffacher)
Trägt Euch der leichte Kahn herüber.
Auf öden Pfaden können wir dahin
Bei Nachtzeit wandern und uns still beraten.
Dahin mag jeder zehn vertraute Männer
Mitbringen, die herzeinig sind mit uns.
So können wir gemeinsam das Gemeine
Besprechen und mit Gott es frisch beschließen.

(Tell. Erster Aufzug, vierte Szene.)

Immer noch sind sich die Gelehrten nicht einig darüber, ob auf dem Rütli wirklich geschworen wurde oder ob das, was uns hierüber die Ueberlieferung berichtet, in das Reich der Fabel zu verweisen ist. Zwar neigt die neuere Forschung unter der Führung des Zürcher Professors Karl Meyer immer mehr zu der Ansicht, daß im „Weißen Buch zu Sarnen", das die erste Darstellung von der Vögtebedrückung und vom Volksaufstand gegen die Landenberger und Wolfenschießen und Geßler gibt, mehr glaubhafte Geschichte steckt, als die Kritiker um Eutich Kopp herum dies wahr haben möchten. Sie hält heute mit Ueberzeugung an der Existenz des Tell und seiner Tat an Geßler fest und zweifelt auch nicht mehr daran, daß das Rütli als „Beratungsort" — neben andern Stellen — in Frage kommt. Hingegen will Karl Meyer von einem Rütlischwur des Jahres 1307 und vom Aufstand in der Neujahrsnacht 1308 — wie das in Tschudis Chronik zu lesen ist — nichts wissen; nach ihm müssen sich diese Vorgänge vor dem Bundesschwur, d. h. vor „Anfang August 1291" abgespielt haben. Aber nun tritt ihm der Aargauer Historiker Otto Hunziker entgegen und verficht leidenschaftlich die These, daß die Chronisten doch mit Recht diese Daten nennen. Die Vögtenot sei erst nach dem Tode König Rudolfs (1291) akut geworden und beziehe sich auf den Herzog und späteren König Albrecht und auf dessen Bruder Rudolf. Wir dürfen also auch in dieser Beziehung an die Darstellung der Chronisten und an Schillers Tell glauben. Wir sehen, die Historiker nähern sich den Vorstellungen über die Befreiungsgeschichte, an denen das Volk schon immer festgehalten hat mit der instinktiven Sicherheit des unverbildeten Gemütes, das für wahr hält, was nach der Logik des Herzens wahr ist.

In dieser sich aufhellenden historischen Perspektive betrachtet, gewinnt das diesjährige Rütli-Jubiläum für das Schweizervolk erhöhte Bedeutung. Es waren am 18. April dieses Jahres 75 Jahre verflossen, seitdem der Bundesrat die Rütlibesitzung als Geschenk der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft entgegengenommen und zum unveräußerlichen Nationaleigentum er-